Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie = Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 12 (1986)

Heft: 2

Buchbesprechung: Bibliographie critique = Buchbesprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BIBLIOGRAPHIE CRITIQUE - BUCHBESPRECHUNGEN

Sinnkonstitution in Alltag und Wissenschaft. Der Beitrag der Phänomenologie an die Methodologie der Sozialwissenschaften
Thomas S. Eberle

Paul Haupt, Bern, Veröffentlichungen der Hochschule St.Gallen für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Schriftenreihe Kulturwissenschaft, Band 5, 1984. Kartoniert, 557 Seiten, SFr. 68.-

Dr. Adalbert Saurma, Schützenmattstrasse 63, CH - 4051 Basel

Die ausserordentlich umfangreiche, mit dem John-Latsis-Preis für die beste Dissertation an der HSG ausgezeichnete Arbeit Eberles ist in mancherlei Hinsicht ein Ereignis in der fragmentierten und oft orientierungslos wirkenden Szene helvetischer Soziologie : Nicht nur dass das Werk einer seit 1978 darbenden Reihe neues Leben eingehaucht hat (was es allerdings mit einer witzlosen Umschlaggestaltung bezahlen musste), und nicht nur dass es dies mit einem ungewöhnlich langen, philosophischen Atem tut, sondern in seinem letzten Teil gelingt es dem Autor auch noch, dank einem vom Schweizer Nationalfonds finanzierten Aufenthalt im kalifornischen Santa Barbara, uns Einblick in den Stand der vielbetratschten, aber wenig verstandenen Ethnomethodologie zu geben. Wegen Eberles Begabung für eine didaktisch eingängige Aufbereitung komplexer Gedankengebilde, liest sich das Buch trotz der abschreckenden Dicke an jeder Stelle mit erfrischender Leichtigkeit und entsprechendem Gewinn. Eine über 40 Seiten zählende Bibliographie zum Abschluss gleicht einem humanwissenschaftlichen Gotha unseres Jahrhunderts ; man muss suchen, bis man Absenzen entdeckt : Marx oder Feyerabend beispielsweise, die sich aber durch Engels und Duerr vertreten lassen haben. Da es eher um die Auseinandersetzung mit den grossen Geistern geht, sollte man allerdings von der Bibliographie nicht erwarten, sie bringe zudem noch die Liste der Literatur zum Thema Wissenschaft und Alltag/Lebenswelt.

Die eben genannten Absenzen sind freilich nicht ganz zufällig, steht doch die aller Heftigkeit abgeneigte und rationaler Analyse wie bedächtiger Kategorisierung von Welterlebnis- und Weltbildungsweisen zugetane Phänomenologie Husserls in ihrem Verhältnis zur ebenso moderaten Verstehenden Soziologie Webers im

Zentrum des Werkes. Beide, Husserl und Weber, fungieren in ihren Wissenschaften als Gründerväter ausgedehnter Interpretationsindustrien mit oft hagiographischen Tendenzen. Dieser Versuchung nun ist Eberle in keiner Weise erlegen ; seine Perspektive ist vielmehr durch eine gut schweizerische Gründlichkeit gekennzeichnet, gleichsam eine eidgenössische Soziologie- und Philosophieprüfungsanstalt, deren Ernsthaftigkeit nur durch einen gelegentlich etwas flott anmutenden Ton überspielt wird.

Mit Husserls Philosophie vertraut und kritisch mit Weber befasst war der oesterreichische Wirtschaftsjurist und erst nach der Emigration in die USA zum akademischen Soziologen ernannte Alfred Schütz (1899-1959), der nun seinerseits zum Begründer der etwas oberflächlich als "phänomenologisch" bezeichneten Soziologie wurde, wie sie heute insbesondere durch seinen Schüler Luckmann, unter anderem auch durch inspirierte Fortschreibung des unvollendeten Werkes, vertreten wird. Ganz wesentlich an Fragestellungen von Schütz ist jedoch auch der "Vater" der Ethnomethodologie, Garfinkel, orientiert, der freilich ursprünglich ein Schüler von Parsons war. Mit diesem, gleichfalls einem Kenner Webers und der europäischen Soziologie, hatte Schütz in einem kurzen, aber inhaltlich gewichtigen Briefwechsel (Frankfurt, 1977) sich vergeblich auf ein gemeinsames Verständnis grundlegender Elemente in der Analyse sozialen Handelns zu einigen und damit die Position des theoretischen Randseiters zu verlassen gehofft.

Soweit die in ihrer Kürze notwendigerweise unbefriedigende, gleichsam patristische Genealogie der Meister und Schulen. Die Frustration jedoch, welche gerade die Lektüre der erwähnten, brieflichen Disputation von nicht schulisch aufeinander eingefuchsten Theoretikern wie Parsons und Schütz im Leser hinterlässt, macht deutlich, wie sehr wir "der Ordnung halber" auf solche Hilfskonstruktionen angewiesen sind : Letztlich scheint es - um nie zu hintergehende Fragen nach dem Charakter von sozialen Tat-Sachen zu gehen - welche Taten führen zu welchen Sachen, welche Sachen bleiben sich trotz neuer Taten gleich, und vor allem : kann jeder Beobachter oder nur ein Mittäter bestimmen, was Sache und was gleich ist ? Inwiefern hängt dann die Qualität dieser Bestimmung davon ab, ob jemand von aussen "als Wissenschaftler" oder "als Mensch" sie vornimmt? Nach Meinung des Rezensenten ist ein Einverständnis in solchen nicht auszudiskutierenden Fragen wohl stets nur in sozusagen religiöser Weise möglich, gehört aber insofern auch zu den Zwängen unseres Daseins. Das Schreiben einer Dissertation ist eine der Möglichkeiten kundzutun, in welcher Konfession man beabsichtigt, mit dem Nachdenken über unlösbare Fragen aufzuhören.

Die Hartnäckigkeit, mit der Eberle dem Problem der Entstehung von Sinn, von Evidenz und Plausibilität in Alltag und Wissenschaft nachgeht, und der dabei zurückgelegte Weg quer durch ganze Kontinente - Behaviorismus, Strukturalismus, Strukturfunktionalismus, mit grösseren Exkursionen in die Psychonalyse und die Ethnomethodologie - zeichnen zwar seine Arbeit aus, zeigen jedoch auch deren Sisyphoshaftigkeit : Es wird deutlich, dass ein jedes Denksystem einen Zipfel der Wirklichkeit zu fassen vermag, und dass am Ende die gutgemeinte Forderung nur die sein kann, die zwangsläufig stets mangelhaften Kenntnisse über die Zugangsweisen der jeweils übrigen Systeme doch gefälligst als einen Verlust zu empfinden. Da der Autor mit seinen Abklärungen sowohl für sich eine gültige Ordnung in die Menge umherschwirrender Theorien bringen, dabei aber auch immer seinem wirtschaftswissenschaftlich geprägten, akademischen Milieu (where's the meat?) verständlich bleiben möchte, bietet die schliesslich von Wilson & Zimmerman als zukunftsträchtig übernommene Formel von der "ethnomethodologisch informierten Soziologie" einen versöhnlichen Abgang nach einigen relativistischen Schrecken.

Besonders gelungen ist die behutsame Gedankenführung, die, immer wieder von der für das Schützsche Werk zentralen Frage nach der "Relevanz der lebensweltlichen Sinnhaftigkeit sozialer Phänomene für die sozialwissenschaftliche Methodologie" (S. 107) ausgehend und zu ihr zurückkehrend, neue Theoriekomplexe mit zügigen Strichen umreisst und untereinander in Beziehung setzt. Teil I dient naturgemäss der Einführung in das Werk von Schütz, so wie es sich ab 1932 mit "Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt" entfaltete. Die dort behandelten Fragen - Kritik und Weiterentwicklung Webers auf der Grundlage der Phänomenologie - bedingen eine vorgängige Präsentation der Philosophie Husserls in ihren Grundzügen. Es folgen auf die Darstellung der Lebensweltstrukturen, wie sie von Schütz nach Verdiesseitigung der Transzendentalphänomenologie Husserls gesehen werden - Aufschichtung der Lebenswelt, Organisation des Wissens, Mannigfaltigkeit der Realitäten - in Teil II die Konsequenzen, wie sie sich aus seinen Analysen für die Methodenlehre der Sozialwissenschaften ergeben, etwa für die Problematik des Verstehens oder der Modellbildung. Der anschliessende, rund viermal grössere Teil III diskutiert zunächst die erkenntnistheoretische Stellung des Werkes von Schütz im Rahmen anderer, phänomenologisch beeinflusster Richtungen und geht dabei auch auf den kommunikationstheoretischen Ansatz von Habermas ein. Unter den beiden, von den Schützschen Postulaten nach der subjektiven Interpretation des Handelns und nach der Adäquanz der Modelle gebildeten Rubriken reihen sich hier die bereits erwähnten, sehr eingehenden Erkundungen von "Kontinenten" alternativ vorgehender Wissen-

schaftszweige wie etwa dem Strukturfunktionalismus von Parsons. Vergleichsweise im Vorübergehen handelt Eberle auch noch kurz, aber nicht ohne Kompetenz den Symbolischen Interaktionismus, die Bioenergetik oder die Double-Binders aus Palo Alto ab. Zudem wird auf dem Hintergrund von besonders in Kalifornien erarbeiteten, gestalttherapeutischen Erkenntnissen über das Verhältnis von Psyche und Körper die theoretisch zwar zutreffende, in ihrem rigorosen Anspruch an die Leuchtkraft einer Theorie vielleicht aber etwas unfaire Kritik an der kognitivistischen Vernachlässigung des sinnlichen Erlebnisbereichs durch Schütz geübt. Der Teil III würde sich bei aller Perfektion wohl am ehesten für Kürzungen anbieten, falls es zu einer Neuauflage käme, etwa in der gut geeigneten und florierenden Reihe "Uebergänge". Im abschliessenden Teil IV wird sowohl auf die These Luckmanns von der Phänomenologie als Protosoziologie wie auch auf die von diesem und Berger erweiterte Wissenssoziologie eingegangen, um dann mit der radikalen Konsequenz zu enden, die Garfinkel aus den Schützschen Postulaten gezogen hat.

Auch die Ethnomethodologie vermag nach Meinung des Autors wie schon die Phänomenologie "den Zirkel epistemologischer Reflexivität nicht zu durchbrechen : Die Explikation auch der in letzter Evidenz gegebenen Phänomene bleibt stets an Sprache gebunden ; ihren Ergebnissen haftet daher unabdingbar ein konstruktives Element an" (S. 432). Diese Einsicht ist gewiss nicht neu, ja sie dürfte beispielsweise für einen Dichter eine Selbstverständlichkeit sein ; gleichwohl verdient sie die Ausführlichkeit, mit der Eberle sie entfaltet hat - gerade in einem Land, in dem nie über die Kongruenz der von der Hochsprache und vom Dialekt beschriebenen Realitäten reflektiert wird. Auch sind wir gewohnt, die Hochsprache eher feierlich anzuwenden und unterschätzen daher ihre Verführungskraft. Wörter, wie sie oft von Soziologen zur Qualifizierung des Zwischenmenschlichen gebraucht werden, wie die soeben verwandten "konstruktiv "und "Kongruenz", wie "Sinnkonstitution", "Konsistenz konkreter Kontexte" oder "Kommunikation", beschwören den Zusammen-Hang zugleich mit seiner Beschreibung. Den Begriffen wie "Sinnfindung" oder "Verstehen" ist in ähnlicher Weise eine Art erbaulicher Gewaltsamkeit eigen, kann doch die Grenze zum blossen Kapieren schwer ausgemacht werden. Dank der Fiktion des "eigentlichen" Sinns ist das Verstehen immer auch ein Durchstehen eines bestimmten Sinnes - wider die fortlaufend neu gemachten Erfahrungen, und weil "Sinn" ohnehin sozusagen zu den Garantieleistungen gehören muss, ohne die das Leben den Menschen nicht zugemutet werden kann. Was man als Karriere des "Verstehens" in den verschiedenen soziologischen Theorien unseres Jahrhunderts bezeichnen möchte, von der fast juristischen Fixierung in Webers Grund-

begriffen über die phänomenologischen Zweifel des Juristen Schütz und sein Verstehenmüssen als Immigrant bis zu den situativen Arrangements diffus sinnhafter Absichten und Erklärungen bei Garfinkel, diese Karriere gründlich, kritisch und verständlich nachgezeichnet zu haben, ist Eberles Verdienst.

L'Etat des sciences sociales en France
Direction : Marc Guillaume

Maspero (Editions de la Découverte) Paris, 1986.
Relié, 587 pp, Prix : FF 150.-.

Wolfgang Rau,
Fachbereich 6.3 Soziologie, Universität des Saarlandes,
D - 6600 Saarbrücken

Einen Blick hinter die Kulissen der französischen Sozialwissenschaften verspricht das unter der Leitung des Wirtschaftswissenschaftlers Marc Guillaume erstellte und u.a. auf die internationale Fachöffentlichkeit zielende Handbuch. Es ist von seiner Konzeption und seiner Materialfülle her bestens geeignet, bestehende Informationslücken zu schliessen. In 142 meist von namhaften Vertretern sozialwissenschaftlicher Disziplinen verfassten Artikeln werden die unterschiedlichen Facetten des sozialwissenschaftlichen Denkens in Frankreich beleuchtet. Den epistemologisch-methodologischen, forschungsorganisatorischen und dogmengeschichtlichen Fragen ist dabei besondere Aufmerksamkeit entgegengebracht worden.

Unter "sciences sociales" sind insgesamt 15 (Teil-)Disziplinen zusammengefasst worden. Neben den Kerngebieten Soziologie, Ethnologie, Geschichts-, Politik- und Wirtschaftswissenschaft sind u.a. auch Disziplinen wie Geographie, Psychoanalyse, Sprach- und Kunstwissenschaften mit eingeschlossen. Nicht ganz einsichtig ist indes angesichts der wenig exklusiven Terrainabgrenzung die Nichtberücksichtigung der Philosophie, die - zumal in Frankreich - zu einem nicht unerheblichen Teil etwa in die soziologische Theoriebildung unmittelbar hineinwirkt. In dem Zusammenhang sei nur an die nouveaux philosophes der jüngsten Vergangenheit (Maurice Clavel, Bernard-Henri Lévy, André Glucksmann) oder an ein so vielschichtiges Werk wie das von Michel Foucault erinnert.

Das Buch besteht aus fünf Hauptabschnitten. Es beginnt mit einem Block von sieben Artikeln ("Enjeux", S. 9-42), in denen ausserhalb des Rahmens der Einzeldisziplinen versucht wird, die aktuellen Denkschulen und Konfliktlinien aufzuzeigen. Der zweite Teil ("Les pièces du puzzle", S. 43-440) ist den einzelnen sozialwissenschaftlichen Disziplinen gewidmet. Die jeweils vorherrschenden Problemstellungen und Streitfragen sowie neuere Forschungsansätze werden dort erörtert. Bibliographische Hinweise erleichtern die Orientierung in den verschiedenen Forschungsfeldern. In Teil drei ("La recherche en sciences sociales", S. 441-486) werden die politischen, finanziellen und organisatorischen Rahmenbedingungen namentlich der soziologischen Forschung dargestellt, wobei u.a. der Krise des auf die Produktion sozialwissenschaftlicher Literatur spezialisierten Verlagswesens Beachtung geschenkt wird. Die Ausführungen zur Forschungsorganisation (S. 472 ff) sind insgesamt etwas knapp bemessen. So erfährt man wenig über die Fülle der relativ schwach etablierten Forschungsgruppen ausserhalb des CNRS und der grossen Universitäten. Einen besonderen Informationswert für den mit der französischen Forschungslandschaft weniger Vertrauten besitzt Teil vier ("Répertoire des chercheurs", S. 487-562). Es handelt sich um ein Verzeichnis von 258 einflussreichen Vertretern der unterschiedlichen Disziplinen. Es informiert über Hauptarbeitsgebiete und die institutionelle Verankerung in Forschung und Lehre. Vergleichsweise ausführliche bibliographische Angaben runden die einzelnen "Steckbriefe" ab. Verständlicherweise können in einem Gesamtverzeichnis von weniger als 300 Personen nicht alle wichtigen Exponenten des jeweiligen Fachgebietes aufgeführt sein. So fehlen etwa, um nur zwei Beispiele zu nennen, die Namen von Serge Moscovici und Robert Fossaert. Teil fünf stellt eine nach Disziplinen getrennte Uebersicht über insgesamt 180 relevante Fachzeitschriften dar ("Revue des revues", S. 563-573). Sie enthält neben den Zeitschriftennamen Angaben über Erscheinungsweise und Ersterscheinungsjahr sowie die Anschrift der Redaktion.

Von einer Gesamtwürdigung eines solchen umfassenden Handbuches muss aus naheliegenden Gründen Abstand genommen werden. Einige Schlaglichter auf die i.e.S. soziologischen Beiträge müssen an dieser Stelle genügen.

Mehrere Beiträge befassen sich mit der rückläufigen Bedeutung des Marxismus als Leitparadigma sozialwissenschaftlicher Reflexion (u.a. Emmanuel Terray, S. 25 ff ; Daniel Lindenberg, S. 30 ff). Neben den Ernüchterungen, die sich auf seiten der Intellektuellen angesichts des realen Sozialismus eingestellt haben und die für die Grundkrise des Marxismus verantwortlich sind, sieht Terray eine zweite Krise : die Unfähigkeit des Marxismus, sein Ver-

hältnis zu den Wissenschaften im allgemeinen und zu den Sozialwissenschaften im besonderen klar zu definieren. "Vis-à-vis d'elles, il s'est comporté tour à tour en père tyrannique, en spectateur indifférent ou en consommateur éclectique ..." (S. 25). Terray skizziert die Geschichte des Marxismus von seiner ursprünglich synthesebereiten Oeffnung gegenüber den "neuen" wissenschaftlichen Erkenntnissen des 19. Jahrhunderts über die Polemiken des parteiamtlichen Marxismus gegenüber Ernst Mach, Lewis Morgan und Ferdinand de Saussure bis hin zur Zweigleisigkeit mancher Intellektueller, die einerseits einem auf ein politisches Kampfmittel reduzierten Marxismus huldigen und andererseits ungeachtet dessen solide wissenschaftliche Arbeit leisten. Die Imperative der politischen Strategie hätten, so Terray, letzlich auch "offenere" Marxisten wie Henri Lefebvre oder Louis Althusser daran gehindert, moderne Standards wissenschaftlicher Rationalität zu übernehmen. Diese zweite Krise sei nur überwindbar, wenn sich der Marxismus von einer "klerikalen" zu einer "laisierten", d.h. von den Zwängen politischer Opportunität gereinigten Lehre wandle.

Das Handbuch lässt nicht nur Raum für Kritik am Marxismus. Edgar Morin und Alain Caillé gehen auf eher unkonventionelle Weise mit der bestehenden Wissenschaftspraxis und den herrschenden soziologischen Paradigmen ins Gericht. Morin evoziert das in Frankreich besonders starke "Mandarinentum" (S. 146 ff), das Vorherrschen exponierter Wissenschaftler-Persönlichkeiten, die über den sozialwissenschaftlichen Produktionsprozess eine starke Kontrolle ausüben. Er geisselt den herrschenden Stil wissenschaftlicher Auseinandersetzung, dessen zentrales Element die systematische Nicht-zur-Kenntnisnahme der Arbeiten des wissenschaftlichen Rivalen sei : "Les phénomènes de rivalité sont entretenus par l'ignorance ..." (S. 146) Aus den Mandarins von einst seien Mischwesen geworden, die neben dem Ethos der Wissenschaftlichkeit die Geisteshaltung von Managern angenommen hätten.

Pointiert sind auch die Aeusserungen Caillés ("De l'inutilité des sciences sociales utilitaristes", S. 17 ff). Er beschreibt die Entstehung der Soziologie als Antithese zur politischen Oekonomie und deren Vorstellung von den integrativen Wirkungen des individuellen Nutzendenkens. Dass sich gesellschaftliche Beziehungen nicht auf Marktbeziehungen reduzieren lassen, war die Botschaft der Gründerväter der Soziologie, angefangen von Saint-Simon und Durkheim bis hin zu Mauss. Die neuere Soziologie, so Caillé, habe sich jedoch von dieser Denktradition abgewandt und huldige, ungeachtet ihrer sonstigen internen Differenzen, einmütig einem "économisme généralisé". Die "Axiomatik des Interesses" sei letztlich verantwortlich für die geringe kumulative Wissensbildung, die

die Soziologie vorzuweisen habe. So anregend die Kritik auch sein mag, sie bleibt in ihrer Pose der Generalabrechnung doch etwas verschwommen. Sie hätte stärker an Profil gewonnen, wenn dem von Caillé vertretenen Mouvement anti-utilitariste en sciences sociales (Mauss) etwas breiterer Raum zur Selbstdarstellung zugestanden worden wäre.

Mit den verschiedenen Richtungen der neueren französischen Soziologie setzen sich Alain Touraine (S. 134 ff) und Michel Wieviorka (S. 149 ff) auseinander. Sie lokalisieren den Ausgangspunkt der französischen Nachkriegssoziologie in der kritischen Rezeption des amerikanischen Funktionalismus. Diese Rezeption stand nach 1945 unter den Prämissen des gesellschaftlichen Wiederaufbaus und der Modernisierung, deren Elan nicht verhinderte, dass in Frankreich sich eine - im Vergleich zu den USA - pessimistischere Variante funktionalistischen Denkens ausbildete, die auch für die Analyse desintegrierender Kräfte offen blieb. Die industriesoziologischen Arbeiten Georges Friedmanns und die Stadtsoziologie Paul-Henry Chombart de Lauwes sind für diese Orientierung paradigmatisch.

In den 60er Jahren entsteht nach Touraine eine "sociologie du soupçon et de la chasse à l'acteur". Das Bild einer aufzubauenden guten Gesellschaft verblasst. In der Soziologie - aber auch in den anderen Sozialwissenschaften - rücken die Kräfte der Beharrung in den Mittelpunkt des theoretischen Interesses. "Herrschaft" und "Unterdrückung" wachsen sich zu wahren theoretischen Obsessionen aus ; ihr Ursprung wird entweder in einer abstrakten Logik der Macht gesehen (Foucault) oder an Klassenverhältnissen festgemacht (Althusser/Bourdieu). Der oder die Handelnden erscheinen als blosse Epiphänomene von ausserhalb ihrer selbst angesiedelten strukturellen Bedingungen. Die extreme Abkehr vom Handeln als soziologisch bedeutsamer Kategorie im Laufe der 60er Jahre hängt mit der zunehmenden Verbreitung strukturalistischen Denkens zusammen. Daneben spielte der Marxismus eine im Vergleich zu den USA oder der Bundesrepublik wichtigere Rolle. Die Apotheose des Marxismus setzte, worauf Lindenberg hinweist (S. 33), mit dem fundamentalen "Bruch" von 1945 ein. Anders als in den übrigen westlichen Ländern entwickelte sich auf der Basis eines Existentialismus à la Sartre ein Wissenschaftsverständnis, das die Legitimität wissenschaftlicher Aussagen an ihren politischen Gehalt band. Das Engagement wurde zu einem Prüfstein für die Qualität wissenschaftlicher Tätigkeit. In dieser Mentalität liegt wohl auch ein Schlüssel für die in Frankreich besonders ausgeprägte politische Orientierung der Soziologen.

In der Identifikation der theoretisch einflussreichen Schulen und Denkrichtungen stimmen Touraine und Wieviorka weitgehend

überein. Da ist einmal der methodologische Individualismus Raymond Boudons, der, ausgehend vom individuellen Akteur, die Integration sozialer Systeme in marktanalogen Prozessen verortet. Damit verwandt, weil gleichfalls auf die Mechanismen sozialer Integration konzentriert, ist die strategische Analyse Michel Croziers und Raymond Arons. Die strategische Analyse ist im Kern politische Soziologie. Ihre bevorzugten Forschungsfelder sind die internationalen Beziehungen (Aron) und die intraorganisatorischen Machtprozesse (Crozier). Die dritte einflussreiche Schule ist der "kritische Strukturalismus" Pierre Bourdieus. Er stellt eine originelle Kombination marxistischer, strukturalistischer und kultursoziologischer Denkfiguren dar und hat inzwischen weit über die Grenzen Frankreichs hinaus Widerhall gefunden. Schliesslich ist die "sociologie de l'action" von Touraine zu nennen. Ihr Untersuchungsobjekt sind die neuen sozialen Bewegungen, von denen Touraine annimmt, dass sie die Rolle der alten Arbeiterbewegung als Triebkraft der "Historizität" übernommen haben. Der sociologie de l'action korrespondiert eine eigene Methode, die Wieviorka in einem gesonderten Beitrag darstellt ("L'intervention sociologique", S. 159 ff).

Die Analysen von Touraine, Wieviorka, Gérard Althabe (S. 119 ff) und Lindenberg zeigen deutlich, dass an die Stelle der grossen systemtheoretischen Entwürfe und der "idées simples" Ansätze getreten sind, die sich dem von Merton verfochtenen Ideal der Theorien mittlerer Reichweite annähern. Die Rückkehr zum Akteur, die Konzentration auf die soziale Praxis, das Alltägliche, das Private, ja die Betonung der wissenschaftlichen Relevanz des Ereignishaften bezeugen nach der relativen Unergiebigkeit der grossen Theorien eine neue Bescheidenheit, die, wie Morin in seinem Plädoyer für eine "offene" Soziologie betont (S. 146 ff), dem tatsächlichen Wissensstand der Soziologie angemessener ist als der Anspruch, die Komplexität sozialer Wirklichkeit auf ein paar allgemeine Prinzipien zu reduzieren.

Wichtig für die Einordnung der französischen Soziologie ist ihre enge Verbindung zur Ethnologie/Anthropologie. Soziologie und Ethnologie waren, wie das Interview mit Georges Balandier (S. 111 ff) und der Beitrag von Gérard Althabe zeigen (S. 119 ff), von den Anfängen an nie so stark getrennt wie etwa in Deutschland. Von einem "Versteckspiel" der Ethnologen vor den Nachbardisziplinen, wie es z.B. für die Bundesrepublik konstatiert worden ist (Friedrich Valjavec) ist in Frankreich jedenfalls nichts zu spüren. Althabe unterstreicht die seit rund zehn Jahren gewachsene Bedeutung der Ethnologie, worin er ein Symptom für krisenhafte Erscheinungen innerhalb der Sozialwissenschaften, namentlich der Soziologie, sieht (S. 120) : Die Rückbesinnung auf

die ethnologische Forschungstradition und deren Uebertragung auf moderne Gesellschaften sollen offensichtlich dazu beitragen, die verlorene Gegenstandsnähe mancher soziologischer Analysen ("Felderlebnis" im Sinne René Königs) zurückzugewinnen. Die "anthropologisation", von der Balandier spricht (S. 115), hängt wohl auch damit zusammen, dass die Nachfrage nach ethnologischer Kompetenz angesichts der kolonialen Vergangenheit Frankreichs immer schon stärker war als in den meisten anderen europäischen Ländern. Nicht zu unterschätzen ist auch, worauf Guy-Patrick Azemar und Michèle de la Pradelle hinweisen, die gezielte öffentliche Förderung ethnologischer Forschungsprojekte im Rahmen der französischen Kulturpolitik (S. 127).

Nicht immer ganz deutlich ist die "idée directrice", die die Zusammenstellung der Beiträge in den einzelnen Abschnitten bestimmt hat. So erfährt man - relativ gesehen - Genaueres über die "sociologie de l'intervention" Touraines als über die methodologisch-epistemologischen Auseinandersetzungen in der französischen Soziologie. Unklar sind auch die Kriterien, nach denen einzelne spezielle Soziologien als besonders bedeutsam herausgehoben worden sind. Wieso neben Arbeits- und Agrarsoziologie, die in Frankreich stark entwickelt sind, ein Randgebiet wie die Medizinsoziologie ausführlich behandelt wird, ist nicht ganz einsichtig. Vergleichbare Einordnungsschwierigkeiten bereiten auch die jeweils für sich genommen aufschlussreichen Analysen von Catherine Bidou über den Klassenbegriff (S. 161 ff) und von Jean Duvignaud über das Konzept der Marginalität (S. 177 ff).

Der hohe Informationswert, die Breite der angesprochenen Themen und nicht zuletzt die ausgezeichnete Uebersichtlichkeit des Handbuches, das wegen seines Taschenbuchformates ein Hand-Buch in des Wortes bester Bedeutung genannt werden kann, überwiegen die genannten konzeptionellen Bedenken jedoch bei weitem.

Le détour (Pouvoir et modernité)
Georges Balandier

Fayard, Paris, 1985. 266 pp., Prix : FS 28.20.

André Ducret, Ecole d'Architecture de l'Université de Genève
Bvd Helvétique 9, CH 1205 Genève

La querelle du post-modernisme aura eu pour conséquence principale d'obliger ses divers protagonistes à préciser, par une sorte d'effet en retour, ce que recouvrent en définitive des catégories comme "modernisme" ou "modernité". D'usage courant, ces termes étaient peu à peu devenus sinon vides de sens, du moins équivoques, et il n'est guère aujourd'hui que quelques politiciens béats pour parler encore de modernisation sans sourciller. De ces débats qui, il y a peu, secouèrent le monde de l'art et produisirent - en architecture notamment - les hybrides insolites que l'on sait, l'anthropologue ne peut se désintéresser, qui, formé au contact des sociétés de la tradition, les voit aujourd'hui comme hier se poser des questions analogues à celles que soulève notre présent.

L'anthropologie généralisée dont, à chacun de ses ouvrages, Georges Balandier consolide les fondements repose tout entière sur ce face à face, ce pari scientifique qu'à comparer l'événementiel au rituel, on verra l'ici et l'ailleurs s'éclairer réciproquement. Après avoir légué à d'autres ses certitudes, ses idéologies voire ses valeurs, l'Occident s'interroge désormais sur son propre devenir ; à l'avènement du nihilisme jadis diagnostiqué par Nietzsche répond le sentiment diffus de vivre la fin d'une époque, joyeuse apocalypse selon les uns, période de transition selon d'autres. Les viennoiseries au goût du jour se révèlent symptomatiques à cet égard même si, à la différence de Kraus, Loos ou Wittgenstein pour qui l'à-venir s'ouvrait enfin, le "no future" semble dorénavant la règle, au moins en Occident. Car il faut se garder de tout européocentrisme : ailleurs, dans les sociétés de la tradition, à la vacance du pouvoir répond également le désordre, la crise, le chaos. Désordre, il est vrai, provoqué, institué plutôt que subi, et d'où naît en fin de compte un ordre restauré, un pouvoir raffermi, une souveraineté dès lors assise, acceptée.

Mais qu'en est-il de notre propre capacité à maîtriser la crise ? Comment, dans la confusion régnante, se pose la question du politique ? Et de quelle dynamique la modernité est-elle encore porteuse en un temps où, à la fois, tout change et rien ne change ?

Le détour anthropologique revêt, avec ce "livre exploratoire", une double signification : celle, évidente, qui consiste à prendre distance vis-à-vis de l'actualité en recourant à la longue durée chère au regretté Braudel afin de mieux saisir le présent. Mais il s'agit encore d'une rupture épistémologique qui, face à l'émiettement des sciences humaines, entend chercher la synthèse, la réunion de ces divers savoirs spécialisés en une science de l'homme au singulier. De ce point de vue, la démarche ne diffère pas, dans ses intentions au moins, de ce qui fut naguère l'ambition du structuralisme, un peu vite enterré de nos jours. Cela dit, que nous apprend ce détour, ce "basculement cognitif" dont, d'entrée de jeu, Georges Balandier prend soin de clairement fixer le statut ?

Prolongeant les analyses de Judith Schlanger, l'auteur s'interroge, au chapitre premier, sur les métaphores corporelles qu'on retrouve aussi bien dans la théorie du politique forgée par l'Occident au fil des siècles qu'en Afrique, mises au service des royautés du Tchad, du Zaïre ou de la Côte d'Ivoire. Ces métaphores participent de l'"institution imaginaire de la souveraineté" et confirment qu'il n'est de vrai pouvoir qui ne joue sur les apparences, fussent-elles contestées, tournées de temps à autre en dérision. Contestation verbale, bien sûr, mais physique également, en usant du corps ou de la sexualité comme outils de transgression. Aussi l'étude des conduites de contestation qui, dans les sociétés de la tradition, passent par le corps permet-elle de voir ce qu'il en est de phénomènes semblables dans celles de la modernité : la comparaison, faut-il le souligner, s'avère judicieuse.

Déjà, à la fin des années trente, l'éphémère Collège de sociologie avait marqué cette ambivalence du corps à la fois dérisoire et menaçant pour l'ordre en place. L'articulation du sexuel et du social n'avait pas manqué alors d'inquiéter Bataille, Leiris ou Caillois auxquels font écho les préoccupations de Georges Balandier. Ce dernier voit ainsi dans la sexualité un phénomène social total qui, de ce fait, englobe la question du pouvoir - ce qui nous vaut de suggestifs développements sur les relations entre eunuque et souverain : "hors-sexe, l'eunuque manifeste pourtant ce qui lie le pouvoir au sexe. A commencer par le rapport à l'originaire, à la capacité de faire être et d'assurer la continuité, et en conséquence d'en tirer pouvoir. Incapable d'engendrer, isolé, il ne menace pas le souverain : celui-ci le produit et se l'attache au moindre risque, et il le constitue en faire-valoir de sa puissance, de sa virilité" (p. 81).

Dois-je néanmoins avouer ma préférence pour le chapitre troisième, à mes yeux le plus réussi de cette partie consacrée au pouvoir ? Georges Balandier nous livre d'abord une solide définition de l'anthropologie politique pour laquelle, en raison de son

histoire, l'Afrique noire représente un exceptionnel terrain de recherche comme en témoigne la contribution des africanistes dont, éloquent, le bilan est ensuite dressé. Ce que montrent ces travaux, c'est que le pouvoir, loin de se réduire à l'exercice de la violence légitime, s'appuie simultanément sur une symbolique dont les éléments s'inscrivent peu à peu dans la mémoire collective et permettent à qui se les approprie de capter la force du passé. Le lien social se noue ainsi dans la mémoire commune qui, dès lors, constitue un véritable enjeu au même titre que n'importe quel produit de l'imaginaire collectif. De plus, comme l'illustre le dieu Legba, sorte d'Hermès africain doué d'ubiquité et associé aux lieux de communication, le pouvoir s'avère ambivalent, contraint qu'il est de respecter des principes avec lesquels il ne cesse en même temps de ruser. Il en va de même, au demeurant, de chacun de ses sujets ! Toutefois, cette duplicité ne suffit pas à qualifier le pouvoir qui passe encore au travers des mots, du langage. Reconnu et maîtrisé, "le pouvoir des mots engendre une rhétorique, c'est-à-dire le recours à un lexique spécifique, à des formules et stéréotypes, à des règles et des modes d'argumenter. Ces usages identifient un régime car ils en sont partiellement constitutifs et contribuent à lui donner un style". Et l'auteur d'ajouter : "dans les sociétés traditionnelles, qui sont celles de l'oralité et de l'efficace du verbe, ces aspects se montrent en quelque sorte sous grossissement" (p. 97).

Enfin, le pouvoir repose également sur une mise en scène qui obéit à des règles précises dont, dans le cas africain, les anthropologues ont largement établi l'inventaire. Pareillement, lorsqu'on revient à nos sociétés modernes, il apparaît qu'elles vivent elles aussi ces diverses dimensions du pouvoir dont, en réalité, le mystère demeure entier. D'accord en cela avec Baudrillard, Georges Balandier rejette la thèse weberienne du désenchantement du monde ou, plus exactement, il en modère les conclusions dont il ne faut en aucun cas extrapoler une quelconque leçon pour ce qui est de l'émergence, de l'exercice, ou encore de la perdurance du pouvoir. En revanche, les procédures qui relèvent de la ruse, de la duplicité ou de l'ambivalence en politique méritent sans aucun doute un examen approfondi dans le sillage de Machiavel, de Diderot, ou encore - pour en rester à la tradition sociologique - de Pareto.

Il y aurait ainsi, ici comme ailleurs, aujourd'hui comme hier, de multiples figures de l'ambivalence dont, provisoire, une typologie est esquissée en conclusion de cette première section. La modernité ne marque pas la fin de la ruse, elle ne la fait pas disparaître du social, elle ne parvient pas à en préserver le politique. Pourtant, de celle-ci, les formes changent, les mécanismes de

fonctionnement deviennent plus complexes au fur et à mesure que prolifèrent les médiations techniques et les images consacrant le triomphe de celle-là. "A la limite, la modernité elle-même s'appréhende en tant que ruse suprême ; elle donne à croire, par l'effet de ses réalisations cumulées et de son mouvement généralisé, que tout devient possible, qu'elle repousse continuellement les frontières de l'impossible" (p. 124).

Conséquence de cette exacerbation du sens du possible, "la modernité n'apparaît pas comme un état : on n'est jamais moderne, on se trouve en voie de l'être sans qu'il y ait un achèvement au terme" (p. 132). Excellente, la définition rend-elle compte pour autant de la situation présente, alors que s'effondrent les grands récits au terme desquels s'imposait naguère l'idée d'un temps linéaire, cumulatif et irréversible ? Longtemps, les avant-gardes ont, il est vrai, revendiqué voire théorisé semblable inachèvement par elles donné pour spécifique de la modernité, ceci avec des oeuvres dont chacune constituait un problème en quête de solution (fût-ce celui de la légitimité même de la notion d'oeuvre d'art). Aujourd'hui discutée dans le milieu artistique, cette problématique laissera toutefois la plupart des sociologues indifférents ; à quelques exceptions près, ceux-ci préfèrent la question de la modernisation ou, en d'autres termes, du changement social. De Nisbet à Tyriakian, d'Aron à Touraine, les préoccupations sont identiques avec le plus souvent pour corollaire de laisser de côté les incidences de la modernité sur le vécu quotidien des individus. Or, autre aspect des choses, l'incertitude qu'ont affrontée les avant-gardes à propos du devenir de l'art moderne, chacun la retrouve d'une certaine manière désormais en ce qui concerne son identité propre et, plus encore, son rapport à autrui.

La "Gemeinschaft" du minitel laisse entrevoir une société fragmentée en une multitude de réseaux par où passerait non plus la socialisation voire la communion entre individus, mais bien leur mise en connexion, leur câblage. Reste à savoir qui sera au bout du fil, autrement dit : qui communiquera avec qui, comment et pourquoi ? Les mutations qui s'annoncent se laissent difficilement appréhender sous un regard proche d'où, encore une fois, la nécessité de la comparaison, du détour. Premier constat : jamais les sociétés ne marchent au pas. "En elles tout ne change pas, et ce qui change ne se modifie pas en bloc" (p. 168). Comprendre l'apparition du neuf, de l'inédit, ne signifie pas que l'anthropologue doive ignorer ce qui demeure stable, ce qui résiste au changement ou, du moins, en pondère les effets. Il est ainsi des ancrages difficiles à briser qui vont du passé collectif dont aucune société ne peut faire table rase aux divers langages grâce auxquels, maladroits, nous nous efforçons de conquérir le présent. Trouver

les mots pour la dire : la modernité appelle un nouveau langage dont la découverte passe inévitablement au travers des formes que nous lègue la tradition. L'une et l'autre demeurent inséparables du moment que "le passé collectif occupe, par rapport au présent, une place semblable à celle de l'inconscient individuel par rapport au conscient : il l'informe pour une part, il ne lui laisse pas le champ libre" (p. 170).

Cette présence du passé constitue l'un des axes d'investigation privilégiés d'une nécessaire anthropologie de la modernité. De même, avec la subordination croissante de la nature et les risques qui l'accompagnent se renouvelle aujourd'hui la classique question de l'interface nature/culture. "Le pouvoir, comme dans les sociétés de la tradition, retrouve la responsabilité d'un ordre qui est à la fois celui des hommes et celui de la nature" (p. 177). A la domination sans nuances de la nature répond - comme l'avait aperçu l'école de Francfort - un contrôle de plus en plus total de l'homme sur sa propre nature. De ce fait, les biotechnologies et autres manipulations génétiques dont se soucie la science contemporaine sont également du ressort de l'anthropologue qui sait qu'en dernière analyse aussi bien la production du social que ses représentations dépendent depuis toujours du rapport que les sociétés entretiennent avec la vie, avec la mort. Enfin, à la suite de Canetti, il convient encore d'étudier en détail les processus de massification caractéristiques de la modernité.

La masse, toutefois, n'est pas l'unique mode d'affirmation (ou de dissolution) du social. A rebours du gai savoir dont ces processus font quelquefois l'objet, Georges Balandier nous invite à prendre en compte les micrologiques auxquelles, parallèlement, obéissent d'innombrables tentatives qui visent à revivifier la socialité au niveau local. Ces efforts attestent à leur façon d'une quête du sens dont on observe un peu partout les symptômes ; à cette soif symbolique, l'anthropologue n'a pas à faire écho autrement qu'avec ses recherches dont, en cette fin de siècle, le champ ne cesse de s'étendre à de nouveaux terrains.

De ces travaux à venir, l'ouvrage dresse en quelque sorte le programme, non pour faire école, mais bien par volonté d'imagination anthropologique. Parmi les pistes qu'en toute liberté il ouvre à ses lecteurs, celle de l'imaginaire s'avère, on l'aura compris, décisive. Aussi l'auteur propose-t-il en guise de conclusion un ultime aperçu sur ce que devient l'imaginaire actuellement, des transformations qu'il subit à celles qu'il inspire. De prime abord, on pourrait croire qu'avec l'avènement bientôt consommé d'une culture planétaire, l'imaginaire vienne à s'assécher progressivement. Or jamais jusqu'à aujourd'hui celui-ci n'a été autant sollicité ; instable, fluctuant, il trouve en permanence de quoi s'alimen-

ter dans un monde en perpétuel changement. Au passage, on relèvera ce refus très "gurvitchien" d'enfermer l'imaginaire dans une définition jugée par trop statique des structures ou des schèmes qui en régiraient les diverses expressions. L'imaginaire selon Georges Balandier est oeuvre ouverte, création plutôt que vérification. Qu'il s'agisse de la conquête de l'espace, du thème du voyage, de la demeure, ou encore des figures du temps, l'anthropologue fera preuve de souplesse ; confronté à la dialectique de l'ordre et du désordre, il ne cherchera pas à en arrêter le mouvement mais, au contraire, à l'accompagner.

Au coeur de ce livre, la question du temps constitue comme le noyau autour duquel gravitent toutes les autres considérations de l'auteur. Certaines d'entre elles (dans la première partie surtout) paraissent définitivement confirmer des analyses antérieures. D'autres, en revanche, représentent autant d'hypothèses de recherche dont, avec la générosité qu'on lui connaît, Georges Balandier nous dévoile les implications. A la qualité du contenu s'ajoutent, enfin, une verve, une érudition et un style qui, jamais pris en défaut, font de ce "détour" un indispensable stimulant.

Le patrimoine réinventé
Alain Bourdin

PUF, Paris, 1984, 240 pp.; Prix : FF 135.-.

André Ducret, Ecole d'Architecture de l'Université de Genève, Bd Helvétique 9, CH - 1205 Genève

A en croire aussi bien les revendications que les doléances des divers acteurs qui, tour à tour, occupent la scène urbaine, la présence du passé pèserait d'un poids jusqu'ici inconnu - et mal toléré quelquefois - sur les décisions qui concernent la production de l'espace et, en particulier, l'habitat ancien. Certes, si l'on songe à l'action d'un Aloïs Riegl à Vienne ou encore aux écrits de John Ruskin, la question de l'"ancien" n'est pas neuve ; déjà, au siècle dernier, les spécialistes s'interrogent sur la notion de patrimoine et, historiens de l'art le plus souvent, ils s'efforcent de définir une politique de la conservation qui fasse pièce aux ravages de l'industrialisation et de l'explosion urbaine. Le monument historique trouve alors sa définition moderne, bientôt traduite en dispositions législatives et techniques de restauration adaptées à l'esprit du temps. Mais, à l'époque, la controverse, n'a pas l'ampleur qu'elle

prend aujourd'hui où, du promoteur au locataire, chacun s'érige en juge de ce qui doit être ou non conservé si bien que n'importe quel bâtiment, partie ou ensemble de bâtiments peut se retrouver du jour au lendemain doté d'une inestimable valeur historique ...

L'ouvrage d'Alain Bourdin vient donc à son heure, aucunement imprégné d'une volonté polémique mais soucieux de comprendre ce qui, de prime abord, paraît constituer - à rebours de l'épopée moderniste - un profond changement d'attitude à l'égard du passé. Ainsi, dans la tradition de l'école sociologique française, on commencera par s'interroger sur les représentations collectives de l'espace qui, si elles n'émergent jamais au hasard, n'en jouissent pas moins d'une autonomie relative d'où découle leur efficace propre, leur capacité à susciter des vocations, à induire des pratiques. A la différence d'un certain structuralo-marxisme dont on sait l'impact sur la sociologie urbaine des années '60, il convient de ne pas négliger la force des images, la façon dont elles circulent d'un discours - ou d'une opération - à l'autre, la manière dont elles sont reprises, amplifiées, détournées par les différents acteurs en concurrence pour la maîtrise de l'espace. Rénovation, restauration, réhabilitation : le sens de ces termes varie en fonction du contexte où ils sont utilisés ; de même, polysémique, la notion de patrimoine "semble plus apte à mobiliser l'affectivité qu'à organiser les faits" (p. 17). Voilà pourquoi, sur le modèle de l'analyse structurale des récits telle que la pratiquait Roland Barthes, on passera de la surface du discours à son organisation en profondeur. Des métaphores de l'organisme dont s'encombre l'urbanisme jusqu'à nos jours (ah ! le tissu urbain ...) aux diverses variétés d'utopisme social, il arrive ainsi qu'une véritable philosophie du patrimoine se constitue au nom de la mémoire collective, mais aussi du bien commun, de l'intérêt général, du refus de la ségrégation, voire du retour au village. Les stéréotypes, alors, s'organisent en "une sorte de mythe des quartiers anciens, système sémantique enveloppant et intégrateur plutôt qu'analytique et conflictuel, ensemble en cours de structuration que chacun utilisera à sa guise" (p. 50).

Est-ce à dire que, tributaire de ces représentations collectives, la conservation du patrimoine n'obéirait qu'à leur degré ponctuel de fluidité ou de cristallisation ? Ce serait oublier que l'action a, aussi, sa logique propre et qu'elle met en jeu des stratégies diverses, complexes, comme on le constate lorsqu'on dresse l'inventaire des acteurs concernés : financiers, gérants d'immeubles, opérateurs publics, architectes, etc.. Par suite, sur la base de nombreuses études empiriques menées à Tours, à Bordeaux ou encore à Rouen, l'auteur s'attache à mettre en lumière la situation idéal-typique qu'on retrouve dans la plupart des interventions sur les

centres anciens. Inspiré en la circonstance par Pierre Bourdieu, il montre comment, aux compétences techniques de l'architecte se superpose l'attente de ses clients qui, elle, définit sa compétence sociale et détermine la stratégie qu'il suivra sur le marché. De même, répertoriant les enjeux liés à la réinvention contemporaine du patrimoine, il s'efforce de les inscrire au sein d'un système qui explique le comportement de chacun des acteurs en présence ; sociologue sans attaches, il emprunte alors ses outils aussi bien à Talcott Parsons qu'à Alain Touraine sans que, discrètes, ces références viennent alourdir l'exposé.

Le style de ce livre est d'ailleurs alerte de bout en bout, même lorsqu'il s'agit d'évoquer la manière dont l'action des uns et des autres se traduit, au bout du compte, en une forme architecturale, une configuration urbaine. Là encore, on cherchera à dégager un type de réalisation caractéristique, celui qu'on voit le plus fréquemment apparaître en milieu ancien ; ambitieuse, la tentative constitue pourtant à mes yeux un relatif échec faute de déboucher sur une véritable classification, une taxinomie formelle analogue aux études typologiques menées, en Italie notamment, par des architectes comme Aldo Rossi, Giorgio Grassi ou Carlo Aymonino. Sans l'aide du dessin, de la photographie, il est difficile, je crois, d'aller au-delà d'observations qui, si elles ne sont pas fausses, demeurent néanmoins superficielles. Quelques pages, excellentes, sur les zones piétonnes (ces réserves modernes pour indiens métropolitains ...) permettent toutefois à Alain Bourdin de renouer avec des considérations plus spécifiquement sociologiques sur la scène urbaine et ses usages. De la production de l'espace, il revient à son emploi, à ses modes d'occupation dont il propose une typologie fondée sur deux critères simultanément : celui, d'une part, de l'usage proprement dit, des pratiques diversifiées d'utilisation, d'appropriation ou de "colonisation" du quartier ancien, et celui du sens que les acteurs confèrent à ces pratiques d'autre part, sens lui aussi variable selon les cas. Soucieux, écrit-il, de "donner des instruments de travail immédiat" (p. 135), l'auteur procède là à un utile effort de clarification en un domaine où la signification de notions comme celle d'appropriation par exemple, est loin d'être stable ; d'un point de vue plus général, la théorie de l'occupation dont, ici, il formule les prémisses ouvre d'intéressantes perspectives de recherche dont, en Belgique, les travaux de Jean Remy et Liliane Voyé représentent en quelque sorte le contrepoint.

Avec ces derniers, Alain Bourdin partage la volonté de synthétiser en une problématique englobante les divers acquis de la sociologie urbaine ces vingt dernières années, qu'il s'agisse d'analyses macrosociologiques ou de recherches d'orientation quasi ethnographique. Ce qu'on lui reprochera peut-être, c'est de ne pas assez

prendre en compte les travaux nord-américains qui, tout de même, représentent une part non négligeable de la production scientifique dans le champ urbain. Ceci dit, la façon exemplaire dont, dans cet ouvrage, l'auteur construit la question du patrimoine - à la fois nostalgie des origines, mise en scène du passé et quête d'identité - mérite l'attention non seulement du sociologue mais encore de l'architecte ; à leur dialogue, difficile parfois, ce livre apporte quantité d'éléments captivants.

L'impératif sacrificiel
Justice pénale : au-delà de l'innocence et de la culpabilité

Christian Nils Robert

Editions d'En Bas, Lausanne, 1986, 157 pp.; Prix : FS 24.-.

Jacques Coenen-Huther, Université de Genève, rue Général-Dufour 24, CH - 1211 Genève 4

La justice pénale distribue inégalement ses coups. Les différentes catégories sociales ne sont pas traitées avec la même rigueur bien que l'idée d'une inégale répartition sociale des conduites criminelles semble avoir fait son temps. Les divers délits rencontrent mansuétude ou sévérité sans qu'on puisse y déceler l'application de critères généraux d'équité. Et la théorie du droit ne contribue en aucune façon à rendre compte de cette situation paradoxale. Tel est pour l'essentiel le point de départ des réflexions qui nous sont ici proposées.

A la recherche de principes de fonctionnement masqués par un discours juridique rationalisateur, l'auteur nous entraîne dans un périple interdisciplinaire et interculturel nourri d'une vaste érudition, qui vise à mettre en évidence un fondement général aux pratiques et aux rituels du droit pénal. Ce fondement, c'est à ses yeux l'impératif sacrificiel. Moins dégagé de ses racines religieuses qu'il ne veut l'admettre, le droit pénal s'efforcerait de conjurer une violence originelle toujours prête à refaire surface et à se propager. Toute société est amenée à exorciser ce qu'elle perçoit comme une menace par le rituel du sacrifice. La victime propitiatoire - d'autant plus facilement désignée pour ce rôle qu'elle présente les caractéristiques de l'altérité ou de la marginalité - fait office de bouc émissaire sur lequel se projettent des sentiments qui ont pour effet de renforcer les valeurs reconnues et de resserrer la cohésion sociale.

Ce mode d'interprétation par la fonction latente a un mérite incontestable : celui de relancer le débat sur les chances réelles d'une prévention efficace de la délinquance. L'appareil judiciaire ne s'alimenterait-il pas de ce qu'il réprime ? On est également rendu attentif à la prégnance du principe d'exclusion et, par voie de conséquence, à la faillite généralisée de la réinsertion sociale. Mais le traitement quasi-métaphorique de faits somme toute très hétéroclites - depuis le crime de sang jusqu'à la délinquance d'affaires - a aussi ses désavantages que les avatars de la théorie de la déviance, évoqués pourtant dans l'ouvrage, auraient pu faire prévoir. Attaché à son modèle, notre auteur en vient par exemple à négliger ce qui s'accorde mal avec le scénario d'une victime faisant l'objet de transferts collectifs. L'autre victime - la victime de la victime - est singulièrement absente du tableau. Certes, on est ainsi dans le prolongement direct de la théorie de René Girard sur les origines du sacré. Car c'est bien l'oeuvre de Girard qui constitue ici la source d'inspiration essentielle, loyalement reconnue d'ailleurs. Mais il faut bien dire que cette théorie, en dépit de ses aspects superficiellement séduisants, est tout aussi fragile qu'ambitieuse. Raymond Boudon en a fait récemment la démonstration avec la rigueur de pensée qu'on lui connaît.

En fait, ce qui atténue surtout le caractère convaincant de l'argumentation, c'est précisément le souci peut-être trop exclusif de la recherche d'invariants du comportement humain au détriment de l'analyse comparative. C'en est au point que la logique du bouc émissaire est parfois confondue avec celle de l'exemplarité. Encore une fois, ceci est sans doute cohérent avec la perspective de René Girard mais n'en reste pas moins discutable. Comme l'observait naguère Lévi-Strauss, que l'auteur cite par ailleurs avec beaucoup d'à-propos, l'important n'est pas toujours l'universalité de la fonction mais bien la variété de ses modalités d'exercice. La perspective développementale de Norbert Elias, suggérant une évolution vers davantage de neutralité affective, est-elle à ce sujet dénuée de pertinence ? Le contexte socio-politique - théocratique, totalitaire ou constitutionnel-pluraliste - est-il sans effet sur le fonctionnement de l'appareil judiciaire? Quant aux expériences, peut-être encore hésitantes, de peines de substitution, doivent-elles vraiment être tenues pour totalement négligeables ?

Au terme de cette lecture, on en vient à se demander si une constante beaucoup plus fondamentale n'est pas en jeu : l'inégalité qui caractérise toutes les sociétés humaines empiriquement observables. Et que l'appareil judiciaire, comme tout système institutionnalisé, soit à la fois producteur et consommateur de rituels et de légitimations, voilà qui n'est guère fait pour surprendre. Christian Nils Robert, de toute évidence, s'y résigne mal. Il réagit

avec passion et s'est voulu provoquant. Qu'il soit satisfait : il y a réussi.

La tentation communautaire.
Les paradoxes de la reliance et de la contre-culture
Marcel Bolle De Bal

Ed. de l'Université de Bruxelles, Bruxelles, Coll. Psychosociologie, 1985, Broché, 262 pp.; Prix : FB 865.-

Dominique Gros, sociologue,
rue Peillonnex 32, CH - 1225 Chêne-Bourg

Depuis quelques années, nous assistons dans les sciences sociales à un regain d'intérêt pour les mouvements contre-culturels qui animèrent les sociétés occidentales dès les années soixante.

Dans l'univers francophone, les publications les plus récentes ont en commun de fixer leur attention sur un aspect spécifique de ces mouvements, les expériences communautaires. [1] L'ouvrage de M. Bolle de Bal est aussi construit autour de cette problématique.

A l'origine de cette "tentation communautaire", il y a le récit d'un "communard". Bernard Lanssens a vécu de bout en bout l'expérience de la communauté du Taciturne à Bruxelles. Il en a dressé le bilan dans le cadre de son mémoire de fin d'études en sociologie.

Ce n'est pas cet "essai de sociologie vécue", cet "apport de participation observante" qui nous est proposé ici comme matériel empirique, mais une version ré-écrite afin, nous est-il dit, "de dépasser la simple description de cette expérience, pour en proposer une interprétation théorique susceptible de généralisations fécondes".

En tant qu'expérimentation sociale, la communauté du Taciturne devient a posteriori terrain d'expérience devant permettre d'évaluer la pertinence des notions.

---

[1] voir notamment : Chauchat Hélène (1980)," Facteurs biographiques de la marginalité et familles 'marginaloïdes', étude de processus d'adaptation sociale", Cahiers internationaux de sociologie, LXVIII, 95-126. Lacroix Bernard (1981), L'utopie communautaire, PUF, Paris. Léger Danièle & Hervieu Bertrand (1979), Le retour à la nature, Seuil, Paris. Voisin Michel (1977), "Communautés utopiques et structures sociales : le cas de la Belgique francophone ", Revue françaisre de sociologie, 2/XVIII, 271-300.

Les deux notions clés et complémentaires sur lesquelles repose cette généralisation sont celles de DELIANCE et de RELIANCE.

Par déliance, l'auteur entend "la rupture des liens qui rattachaient la personne à l'ensemble du ou des systèmes dont elle fait partie". Liens sociaux, culturels, psychologiques, cosmiques, ontologiques dont la destruction est caractéristique de la vie quotidienne dans les sociétés contemporaines. La reliance apparaît alors comme l'antithèse de la déliance. Ce serait aussi son antidote, c'est-à-dire une quête et un moyen de renouer ces attaches essentielles à l'homme et à la vie sociale.

A mon grand regret, ce livre m'a laissé sur ma faim.

Je ne conteste pas que les notions de déliance et de reliance puissent être fécondes. Les débats sur les politiques de développement et leurs conséquences - dans les pays du tiers-monde comme dans les pays fortement industrialisés - ont largement été alimentés depuis la fin des années septante par de tels concepts. Ils ont fait leur preuve notamment en ce qui concerne les principes de développement autocentré, d'autosuffisance, de technologie appropriée. [2] L'application proposée par M. Bolle De Bal m'a en revanche paru peu féconde. Elle ne fait guère progresser les connaissances au sujet des mouvements contre-culturels.

A la lecture, j'ai souvent eu l'impression d'être confronté à un collage d'éléments disparates et mal ajustés.

La partie sociographique remaniée pour la circonstance est souvent en décalage avec la prétention théorique. Le cadre théorique lui-même se veut pluridisciplinaire. Il s'efforce d'associer des points de vue anthropologique, sociologique et psychosociologique. Bien que proches, ces disciplines proposent des perspectives spécifiques ce qui présente des difficultés bien réelles pour leur donner une certaine cohésion. L'auteur n'est pas toujours arrivé à les éviter et l'on a alors l'impression d'être confronté à une juxtaposition d'éléments, plus qu'à une théorie consistante.

Dès lors, l'ensemble paraît fragile du point de vue de l'analyse des contre-cultures qui nous intéresse.

Certaines données de base font cruellement défaut. Par exemple rien ne nous est dit ou rappelé sur les conditions d'émergence de ces mouvements, ni sur leur origine ou l'identité de leurs acteurs. Si les valeurs dont ces mouvements furent porteurs nous sont bien restituées, nul élément historique ne nous permet d'en saisir la

---

[2] cf. par exemple Galtung Johan, O'Brien Peter & Preiswerk Roy (Ed.) (1980), Self-Reliance. A Strategy for Development, Bogle-L'Ouverture Publications Ltd, London.

genèse dont on sait à quel point elle fut déterminante pour l'évolution des contre-cultures et dans la trajectoire de leurs acteurs.

Il y a bien sûr un problème de références qui peut partiellement expliquer ces lacunes. La majeure partie des ouvrages cités relatifs aux mouvements contre-culturels sont d'origine francophone. Or, tant le phénomène que les études lui étant consacrées, ont eu une envergure beaucoup plus importante dans d'autres contextes (Etats-Unis, Grande Bretagne, Allemagne, Pays-Bas, Scandinavie notamment). Mais la bibliographie n'explique pas tout et il est certain que l'auteur n'a lui-même qu'une connaissance très indirecte de son sujet d'étude !

En fin de compte, le but que s'était fixé M. Bolle De Bal - proposer des généralisations théoriques fécondes sur la base d'un cas exemplaire - n'est pas atteint. Non pas parce que les concepts utilisés s'avèreraient de faible portée. Mais plutôt parce que la démonstration tourne court. Les faiblesses du matériel empirique, la méconnaissance de nombreux travaux essentiels sur les contre-cultures, la trop grande distance qui sépare l'analyste de son sujet rendent la base sur laquelle devait s'édifier le travail théorico-analytique trop fragile pour qu'elle puisse convaincre. C'est dommage, car je reste convaincu que le sujet aurait été du plus haut intérêt.

La démocratie sans les femmes. Essai sur le libéralisme en France
Christine Fauré

PUF, Paris, 1985, 264 pp.; Prix : FS 39,10

Martine Chaponnière, 16, rue de l'Hôtel de Ville, CH - 1204 Genève

L'histoire et la sociologie sont peut-être les deux disciplines qui ont le plus bénéficié de l'apport du néoféminisme. On ne compte plus les ouvrages qui traquent les signes d'une existence féminine occultée, tantôt stigmatisant l'absence des femmes de notre mémoire collective, tantôt mettant l'accent sur leur présence par la mise en évidence de figures exceptionnelles ou quotidiennes. [1]

Le livre de Christine Fauré s'inscrit délibérément dans la ligne d'une continuité du féminisme à travers les siècles. Si l'oppression des femmes est vieille comme le monde et transcende les événe-

[1] Voir à ce sujet l'ouvrage collectif "Une histoire des femmes est-elle possible ?", dont nous avons rendu compte ici même (Vol 11, 1).

ments ponctuels qui ont marqué l'histoire, les luttes menées par les femmes pour changer leurs conditions de vie, les actions qu'elles ont entreprises pour sortir de leur statut de mineures sont, elles, bel et bien insérées dans un contexte géographique, temporel et culturel.

Dans cette étude, Fauré examine comment se sont construites ces deux notions fondamentales du libéralisme français que sont l'égalité et l'individu, et comment la théorisation du libéralisme a inclus les femmes, les en a exclues ou encore a rejailli sur la condition féminine. Pour ce faire, elle remonte aux origines du féminisme français (qu'on attribue généralement à Christine de Pisan) et nous fait ensuite voyager dans le temps en compagnie des principaux personnages dont l'oeuvre ou l'action ont contribué à la construction de nos démocraties occidentales modernes, la France en particulier. Les figures de proue de l'histoire européenne côtoient sans ambages un grand nombre d'hommes et de femmes connus des seuls spécialistes de l'histoire du féminisme ...et encore ! Si l'on connaît bien Calvin et Montaigne, qui parmi nous est familier avec Marie de Gournay ou même Poullain de la Barre ? Montesquieu, Rousseau et Condorcet ont droit à un chapitre, de même que Marie-Charlotte Pauline de Lézardière, Mlle Jodin, "fille d'un horloger genevois", Théroigne de Méricourt et autres passionarias. Vaste champ d'étude qu'a choisi là Christine Fauré, dans lequel, il faut bien dire, il n'est pas aisé de se mouvoir.

Fondamentalement, la thèse de l'auteur est la suivante : même si l'on a beaucoup parlé de la parenté quasi naturelle entre féminisme et socialisme au siècle dernier, il n'en reste pas moins que "le mouvement féministe procède d'une conception libérale du changement". La mentalité ouvrière n'a jamais été très ouverte à l'émancipation féminine d'une part, et la plupart des protagonistes du féminisme français n'étaient pas issu(e)s de la classe ouvrière d'autre part. Certes, il y a eu un féminisme révolutionnaire fortement apparenté au mouvement socialiste. Il suffit pour s'en convaincre de penser à Flora Tristan, Hubertine Auclert, ou encore à Marguerite Durand. "Pourtant, en se situant sur le plan de la création de nouvelles institutions qui devaient rééquilibrer le partage des forces sociales et politiques entre les hommes et les femmes, l'action de ces féministes s'inscrivait dans une conception libérale du changement de société. En effet la condamnation du mode de production capitaliste et de ses effets néfastes pour la cause des femmes passait en second plan ; l'affirmation répétée de droits que le législateur tardait à accorder aux femmes trouva dans la création d'une presse nouvelle, et dans l'art de la conférence et du discours, des moyens adaptés aux exigences de cette lutte. A toute

autre forme de combat, les féministes préfèrent l'expression orale et écrite. Ce primat de l'expression donna l'avantage à un recrutement sinon de bourgeoises, du moins d'intellectuelles".

Ce sont donc ces intellectuelles et le contexte dans lequel s'inscrivent leur histoire et leurs luttes que Christine Fauré s'attache à nous restituer dans ce livre. La démarche est originale dans la mesure où le premier souci de l'auteur est de comprendre la logique des luttes féministes à l'intérieur d'autres logiques telles qu'elles se sont développées en France depuis le XVIe siècle sur les plans politique, philosophique et religieux : "L'analyse des enjeux philosophiques de textes qui affirmaient le principe d'une égalité de nature et de statut entre les sexes, en perspective des énoncés majeurs de l'époque bouscule cette compréhension factuelle de l'histoire des idées et révèle une logique concrète de production de ces valeurs". Cette approche permet de projeter un éclairage neuf sur des oeuvres connues et de découvrir également de nouvelles figures qui ont peu retenu jusqu'à présent l'attention des historiens. Ainsi Fauré aborde-t-elle le féminisme de Christine de Pisan sous un jour nouveau : l'oeuvre de la poétesse serait moins porteuse d'un désir de changement dans la condition féminine qu'on ne le dit généralement ou, du moins, pas pour les raisons qui sont habituellement avancées. Pour comprendre le rôle joué par Christine de Pisan, Fauré s'attache plus à la place qu'elle a tenue dans la querelle littéraire qui a rebondi au début du XVe siècle autour du Roman de la Rose qu'à l'oeuvre poétique, par ailleurs mieux connue. Et c'est bien plus "la capacité de la poétesse à interpeller tour à tour les humanistes, la Cour, l'Eglise, à former des alliances" qui apparaît à Fauré comme significative d'un comportement nouveau, porteur de changement, qu'un projet "féministe" qui ressortirait de son oeuvre, toute empreinte de l'idéal courtois. En revanche, les idées politiques et religieuses de Christine de Pisan, inscrites dans la tradition de l'introspection augustinienne, ont pu développer "ce sentiment singulier de dignité, à l'origine de la notion d'individu moderne".

Sont examinés dans le même esprit, chapitre par chapitre : les rapports entre égalité des sexes, Etat moderne et modernité à la Renaissance (avec un long passage consacré à la formation de l'éthique protestante et un tour d'horizon de la place des femmes dans l'oeuvre de Calvin, suivis d'une évaluation des apports du protestantisme sur la question de l'égalité des sexes) ; les rapports entre monarchie absolue, éducation des filles et humanisme féministe ; l'individualisme libéral, le droit naturel et l'égalité des sexes dans la philosophie politique de Montesquieu, Rousseau et Condorcet. Un chapitre consacré à la participation des femmes à

la vie de la nation sous la Révolution française principalement et une excellente bibliographie ferment l'ouvrage.

Fauré utilise la même méthode pour chacun de ses chapitres : une brève revue de la littérature scientifique relative à l'objet traité lui permet assez vite de passer à son propre découpage de la réalité historique. Très nettement inspirée par l'approche foucaldienne de l'histoire, Fauré nous livre une analyse de l'absolutisme royal au XVIIe siècle, en concentrant son attention sur ce que l'évolution de cet absolutisme entraîne comme développement de nouvelles valeurs concernant les femmes. Toujours soucieuse de ne pas isoler l'histoire des femmes du contexte dans lequel elle s'est produite, Fauré insiste sur le fait qu'au XVIIe, "on ne peut aborder la question de l'émancipation féminine, à la croisée d'un humanisme religieux et scientifique, sans prendre en compte l'histoire de la mainmise de l'Etat sur l'ensemble de la société". Cela est particulièrement marquant lorsqu'on examine l'évolution des corporations professionnelles, soumises à cette époque à un contrôle toujours plus grand de la part de l'Etat, qui réglemente l'accès aux corps de métiers. Ainsi, il y a trois siècles déjà, "les luttes entre les métiers étaient âpres et difficiles, et la concurrence entre corporations féminines et masculines redoutable". Sur le plan de l'éducation des filles, ce mouvement d'unification du royaume fut presque totalement l'oeuvre de l'Eglise catholique. Pour celle-ci, deux sortes de publics méritent deux sortes d'éducation : certaines jeunes filles resteront au couvent, d'autres retourneront dans le monde. A chacun des deux groupes, il faut deux éducations différentes. Pour les premières, un modèle monastique rigide devrait favoriser leur vocation religieuse et pour les secondes, il faut surtout en faire de bonnes ménagères et, bien sûr, de bonnes chrétiennes. Au XVIIe, toutes les bases philosophiques qui alimenteront les débats relatifs à l'égalité des sexes au siècle suivant sont posées. Avec Fénelon et Mme de Maintenon se dessine un courant d'éducation des filles où la nécessité d'une instruction est soulignée. Que les limites de l'instruction proposée ne nous fassent pas oublier que c'est là un premier pas pour sortir les filles de leur condition d'ignorantes. Parallèlement à ce désir d'instruire les filles en fonction de leur futur rôle d'épouse naît le courant des Précieuses, "investi d'une profonde signification féministe" et qui "développait une volonté de restituer au niveau du langage les qualités qui sont les plus particulières à la femme, qualités de la sensibilité aussi bien que de l'intelligence". Enfin, sortant du discours précieux de la spécificité féminine, d'autres personnalités encore, telles Poullain de la Barre ou Marie de Gournay, tentent de recentrer le débat sur l'égalité des sexes et non plus sur l'apologie du sexe féminin.

Le chapitre consacré aux contributions féminines à l'histoire des idées politiques présente l'avantage de faire sortir de l'ombre des figures importantes et méconnues : Mlle de Lézardière, à qui nous devons, à la fin du XVIIIe, "un des exposés les plus systématiques du libéralisme monarchiste", intitulé "Théorie des lois politiques de la monarchie française". Autre personnage méconnu et intéressant : cette Mlle Jodin, qui publia en 1790 une adresse à l'Assemblée nationale où elle proposait la création de tribunaux spéciaux affectés aux seules femmes et présidés par elles. Bien d'autres figures méritantes sont décrites dans ce chapitre, où l'on voit les espoirs finalement infondés qu'avaient placés les femmes dans la Révolution : "Faute d'avoir maîtrisé la contradiction qui existait entre une participation massive des femmes aux journées insurrectionnelles et le conservatisme familial des Assemblées masculines, les hommes de la Révolution tracèrent une ligne de partage entre le public et le privé infranchissable aux femmes, en dépit des incursions audacieuses auxquelles se risquèrent les féministes libérales, en dépit de cette aspiration à la généralisation des droits que le "sans-culottisme" féminin avait défendue avec persévérance".

Dans l'ensemble, la richesse des thèmes traités et surtout leur articulation les uns avec les autres font de cet ouvrage un livre passionnant mais souvent confus, l'abondance des données finissant par noyer le fil conducteur. C'est peut-être le prix à payer quand on sort des sentiers battus de l'histoire des femmes pour arriver à la tâche difficile qu'est la théorisation des rapports de sexes.

Auf den Spuren weiblicher Vergangenheit
A la recherche du passé féminin
Annamarie Ryter, Regina Wecker & Suzanne Burghartz (Ed.)

in Itinera 2/3 (Société Générale Suisse d'Histoire, Bâle), Schwabe & Co. A.G., Basel, 1985, 247 pp.; Prix : FS 25.-.

Anne-Marie Käppeli, Assistante à la Faculté de Psychologie et des Sciences de l'Education, rue Général Dufour 24, CH - 1204 Genève

"A la recherche du passé féminin", c'est le titre du dernier numéro (2/3 - 1985) de la série historique "Itinera", publiée par la Société Générale Suisse d'Histoire, disponible en librairie.

Le livre contient des contributions concernant l'histoire du mouvement des femmes, sexualité et naissance, image de la femme, travail salarié et histoire orale. Deux contributions romandes à signaler : Myriam Egli, Paillardise et condition féminine dans la République de Genève, XVIe-XVIIIe siècles ; et Marie-Thérèse Page, L'ouvrière chocolatière de la fabrique de Broc, Conditions de travail et vie quotidienne (1898-1939).

Les thèmes prédominants relèvent de l'histoire du mouvement des femmes en Suisse. Il s'agit de la publication des conférences données à Bâle, lors de la deuxième rencontre suisse des historiennes. Ce livre donne un aperçu à propos des questions nouvelles dans la recherche et invite à la discussion des résultats.

Le mérite de la recherche du passé féminin est la remise en question de l'historiographie traditionnelle qui, sous prétexte d'être histoire générale, s'est préoccupée essentiellement de l'histoire des hommes. Les historiennes fournissent par la présentation de leurs recherches récentes un complément et une correction importants.

Leurs conférences s'adressent non seulement à un public d'historiennes mais aussi aux lecteurs et lectrices ayant un intérêt pour les questions historiques et particulièrement les questions de femmes.

L'intelligence au pluriel. Les représentations sociales de l'intelligence et de son développement

G. Mugny & F. Carugati

Editions Delval, Cousset, 1985. Broché, 228 pp.; Prix : FS36.-

Alain Clémence, Université de Lausanne, Faculté des sciences sociales et politiques, rue Cité-Devant 2, CH - 1005 Lausanne

"L'intelligence n'existe pas". Voilà une première phrase qui pourrait décontenancer le lecteur parti chercher dans cet ouvrage une (nouvelle) définition de l'intelligence. Il aurait tort de s'arrêter si tôt. Il manquerait notamment l'excellente introduction théorique au cours de laquelle les auteurs présentent l'évolution des travaux sur l'intelligence réalisés dans le cadre d'une psychologie sociale génétique.

L'origine de ces recherches vient d'un constat : s'il existe un consensus chez les psychologues pour postuler que le développement cognitif repose sur l'interaction sociale, l'articulation entre

l'un et l'autre est restée au stade du voeu. Chez Piaget notamment cette question prend la forme d'une évolution parallèle des deux univers. Le projet de la psychologie sociale génétique est alors d'introduire un autrui dans la relation psychologique classique sujet-objet. Dès lors "l'enfant que cette discipline se donne pour objet de comprendre dans son développement n'est donc plus le sujet épistémique idéalisé du courant piagétien : c'est un enfant socialement inséré qui élabore ses instruments cognitifs dans et par son insertion dans des rapports sociaux multiples" (p. 15). L'intelligence est conçue comme une construction sociale évoluant en spirales à travers la détermination réciproque d'interactions sociales et d'élaborations d'instruments cognitifs. Cette dynamique ne peut se dérouler automatiquement : elle est activée par le conflit sociocognitif issu de la confrontation contradictoire de l'enfant aux raisonnements de ses pairs ou d'adultes. Encore faut-il que le conflit soit résolu de façon telle qu'il produise un nouveau modèle de réponse que l'enfant intègre aux schémas cognitifs déjà existants. Il est en effet possible que la régulation du conflit s'effectue différemment et ne soit pas source de progrès cognitif dans les cas, par exemple, où l'enfant juxtapose simplement une nouvelle réponse au bagage préliminaire ou résorbe le conflit par un comportement de complaisance face à autrui. La mise en oeuvre de l'un ou l'autre de ces registres de réponses va dépendre entre autres des significations que l'enfant attribue aux tâches qu'il effectue. Significations qui se heurtent à celles des autruis qui interviennent dans le conflit sociocognitif, en particulier celles de l'adulte, "ce personnage étonnamment 'oublié' de la psychologie de l'enfant" (p. 25). D'où la nécessité d'étudier ces significations.

Suivant cette logique, les auteurs abordent la question en se penchant sur les représentations sociales que les adultes mettent en oeuvre dans le processus de construction et de développement de l'intelligence. Ce qui nous ramène au titre de l'ouvrage : les individus, y compris s'ils sont des spécialistes de la question, vont donner de l'intelligence et de son développement des définitions plurielles. Le projet est alors de cerner ces sens multiples, d'en dégager les principales composantes. Les auteurs recourent à la notion de représentation sociale forgée par Moscovici et développée par différents auteurs qui se sont attaqués aux significations que les gens donnent à des objets sociaux : l'enfance, la maladie, le corps, etc.. La mise en oeuvre de cette notion est difficile. Du fait qu'elle désigne des contenus et des processus par définition complexes et fluides, sa conceptualisation, même si elle repose sur certaines dimensions plus ou moins stables, reste floue. Elle nécessite en quelque sorte à chaque fois une réappropriation pour la rendre opérationnelle dans le champ étudié. On peut se demander si les auteurs ont conduit suffisamment loin ce travail de réélabo-

ration. Je pense, par exemple, à la dimension informative des représentations sociales de l'intelligence. En ramenant la source de l'information essentiellement à l'"expérience de l'école" et la lecture de documents plus ou moins spécialisés, les auteurs me semblent cantonner les intelligences dans un cadre normatif en excluant d'autres éléments d'information comme ceux liés au travail. De façon générale, on peut même poser la question du sens de cette dimension face à un objet impossible à définir ! Il est vrai que les auteurs se sont avant tout centrés sur l'enfant intelligent comme l'illustre leur recherche empirique. Très intéressante est en revanche l'idée que les représentations sociales de l'intelligence sont notamment "l'effet d'une étrangeté ressentie comme pression à l'inférence" (p. 46), cette étrangeté provenant de l'expérience quotidienne des différences individuelles d'intelligence. Cet élément mis en évidence dans la recherche et repris dans la conclusion est une idée séduisante pour montrer que le processus de recherche explicative que les gens effectuent repose sur la rencontre de l'étrange, de l'inconnu.

Venons-en à la partie empirique. Les auteurs ont rompu avec la pratique expérimentale pour réaliser une grosse enquête par questionnaire à Genève et Bologne. Le matériel recueilli est imposant - près de 500 sujets ont répondu à ... 300 questions -, trop peut-être car je ne suis pas sûr que l'analyse factorielle à laquelle les auteurs ont eu recours systématiquement est satisfaisante pour étudier ce matériel. On comprend bien sûr qu'il fallait le réduire, en dégager des dimensions, mais il aurait été souhaitable de réaliser aussi des analyses différentes pour affiner un peu les résultats ; surtout que de nombreux facteurs retenus expliquent souvent une part très faible de variance. Certaines interprétations paraissent par ailleurs un peu abusives, les auteurs considérant, par exemple, que l'analyse factorielle permet de faire apparaître "l'idéologie du don" bien que celle-ci soit "largement niée" dans les réponses des sujets. L'utilisation, par exemple, de tris croisés aurait permis de clarifier ou d'étoffer les interprétations.

Néanmoins les résultats mettent en évidence des définitions "naïves" de l'intelligence et des articulations entre ces définitions et le développement cognitif qui sont intéressantes. On lit ainsi que les sujets pour qui l'intelligence est une énigme sont moins enclins à considérer son aspect social, sa dynamique développementale au profit d'une définition plus statique, privilégiant le rôle de l'enseignant (et sa sévérité) dans son acquisition. De même la situation parentale renforce une conception plus "innée", "biologique" de l'intelligence ... De façon générale les auteurs mettent en évidence le caractère touffu des représentations sociales de l'intelligence, avec un modèle dominant, le logico-mathématique.

Ce qui leur permet de conclure que l'on ne saurait résoudre facilement des questions complexes en ramenant l'intelligence à un processus intra-psychique ou une définition ethnocentrique et qu'il s'agit de l'étudier à différents niveaux : "les intelligences relèvent à la fois de dynamiques individuelles et de rapports de positions ou de places dans le système social, donc d'expériences et d'identités spécifiques qui modulent et suscitent différenciellement divers processus cognitifs jusque chez l'enfant en développement" (p. 186).

De l'unité arabe. Essai d'interprétation critique
Fawsi Mellah (Préface de Samir Amin)

L'Harmattan, Paris, 1985, Broché, 224 pp.; Prix : FF 95.-

Pierre Maurer, Université de Lausanne, Faculté des Sciences Sociales et Politiques, Av. Vinet 19, CH - 1004 Lausanne

Ce que Fawsi Mellah propose dans ce livre est une interrogation fondamentale sur le concept d'*unité arabe*. Aspiration profonde ou mythe politique ? Guide pour l'action ou simple thème mobilisateur ? Réalité ou fiction idéologique ?

Telles sont les questions auxquelles l'auteur entend apporter des éléments de réponse. Il commence par relever la rareté des études consacrées à ce thème, tant par les Occidentaux qui ne l'ont visiblement jamais pris au sérieux (pour eux, il relève de l'idéologie, de la propagande, et ne nécessite par conséquent pas une analyse rigoureuse, alors que par contre la construction de l'Europe est un thème consistant, digne d'intérêt), que par les Arabes eux-mêmes, le concept ayant été élevé au rang de "cause", il n'est plus susceptible d'être questionné : "La dialectique particulière du concept unitaire arabe, sa densité, sa richesse sont (...) enfouies sous le poids des critiques négatives ou des apologies hâtives" (p. 24).

Sa démarche consiste à rechercher les fondements et la légitimité historiques de l'idée de l'unité arabe, à saisir la cohérence de l'"idéologie unitaire" qui la soustend pour les confronter aux multiples contradictions du monde arabe et, sous cet angle, d'analyser les relations inter-arabes.

Car c'est bien d'une *idéologie* qu'il s'agit, mais dans le sens noble du terme, dès lors que "toute idéologie est sujette à l'impuissance et aux inadéquations quand elle s'investit dans l'action poli-

tique directe. Il en est ainsi pour tous les 'ismes' politiques dont ce siècle a été porteur. Pas plus ni moins que les autres idéologies modernes, celle de l'unité arabe n'est incohérente ou inadéquate" (p. 28).

Car cette aspiration, cette représentation, cette idéologie n'agissent pas seulement sur les consciences, mais étendent leurs effets dans le champ politique, dans le champ de *la* politique. Et c'est à ce double titre qu'elles intéressent le sociologue et le politologue.

Dans un premier temps, l'auteur tente de cerner les *fondements culturels* de l'unité arabe, ou ce qu'il appelle l'*arabité*, c'est-à-dire l'ensemble des traits caractéristiques qui font qu'un Arabe a le sentiment d'appartenir à un monde particulier, qu'il se considère comme membre d'une communauté spécifique, bref tout ce qui fait qu'il "se sent" Arabe.

Rejetant la "race" et le "caractère national", l'auteur retient cinq composantes fondamentales :

1) D'abord évidemment l'*islam*, puisque 90 % du monde arabe est islamisé, et que "c'est l'islam qui a permis l'élaboration et l'expansion des institutions et des comportements qui vont donner au Monde Arabe sa configuration culturelle actuelle" (p. 40). Malgré les tentatives de plusieurs théoriciens politiques arabes de donner à l'arabisme une connotation "laïque" et "moderniste", de dégager l'arabité de l'islam, celui-ci continue - et continuera encore probablement longtemps - à marquer en profondeur les sociétés arabes. Et ce facteur, pour Fawsi Mellah, irait dans le sens d'une certaine unification des différents peuples arabes, à cause de la dimension *universaliste* du message religieux et culturel de l'Islam.

2) La *langue* commune constitue naturellement aussi un puissant vecteur de l'arabité, tendant à souder le destin des peuples arabes au-delà de leurs différences (économiques, politiques, historiques). Les socio-linguistes ont bien mis en évidence le fait que la langue n'est pas seulement un moyen de communication, mais qu'elle structure une société (elle modèle les comportements, les sentiments, les sensibilités communes au groupe culturel dont elle est l'instrument). Même si de nombreuses variantes dialectales subsistent, la langue arabe constitue un autre noyau central de l'arabité et sert de levier privilégié aux projets d'unifications politiques en conférant une cohérence supplémentaire au "monde arabe".

3) L'*histoire* également, par sa fonction de légitimation, doit être considérée comme un autre fondement important de l'arabité, même fortement idéalisée et mythifiée ou déformée par les ou-

trances de l'idéologie nationaliste. C'est ce qu'atteste le fait que "le paysan de l'Atlas, l'instituteur de Gaza, le fonctionnaire de Baghdad croient participer à une histoire commune" (p. 51).

4) L'*espace* commun occupé par les peuples arabes constitue aussi un facteur d'intégration décisif. Cet espace géographique arabe est constitué de 4 blocs : le Magreb, l'axe nilotique, le Machrek et la péninsule arabique. Si chacune de ces entités présente certains traits physiques, climatiques et culturels spécifiques, il se dégage néanmoins, selon le mot de F. Mellah, "une impression d'uniformité", due en particulier à la conception de l'organisation de l'espace issue de l'islam. Historiquement, F. Mellah constate que "malgré les occupations étrangères, cette unité territoriale, ce caractère arabe de l'espace ne seront rompus durablement que deux fois : par les Croisés au Moyen-Age et par les sionnistes au XXème siècle" (p. 53).

5) La *conscience* constitue le facteur d'intégration des éléments précédents : "Il ne suffit pas de constater positivement l'existence d'éléments fondant une identité, encore faut-il qu'il existe chez les intéressés eux-mêmes une vision, une conscience de leur être collectif, de leur spécificité culturelle" (p. 54). Car après tout, comme le relève l'auteur un peu plus loin, "si l'arabité existe, elle ne prend sens que dans la conscience de ceux qui s'en réclament et se reconnaissent en elle". Evidemment, cette "conscience arabe" n'a pas toujours été la même, elle a fluctué au cours des siècles. D'abord confondue avec l'Islam, elle a connu son âge d'or avec l'empire arabo-islamique, empire à la fois religieux et "multinational", comme on dirait aujourd'hui, pour presque disparaître complètement du XVème au XIXème siècles au temps de l'empire ottoman. Ce n'est qu'à la fin du XIXème siècle, à la faveur de la pénétration coloniale européenne, que ce sentiment a pu s'affirmer à nouveau et s'exprimer sous la plume de divers intellectuels arabes, tels que Rachid Ridha, Kawakebi, E. Rabbath, N. Azoury, etc.. Le début du siècle connaît, jusqu'aux années 20-30, un foisonnement d'écrits, de pamphlets et de textes philosophico-politiques dans l'ensemble du monde arabe qui constituent les ferments du nationalisme arabe contemporain.

Faouzi Mellah refuse, pour qualifier ces phases de repli, d'effacement, de parler de "disparition" de la conscience arabe. Il s'agirait plutôt pour lui de "métamorphoses et (de) maturation faisant juxtaposer dans la même conscience des moments et des tonalités différents" (p. 55).

En résumé, l'arabité fondant le concept unitaire arabe constitue "la tentative culturelle et politique qui a émergé à la fin du XIXème siècle et qui a rallié autour d'elle tous ceux qui, parlant

l'arabe, chérissant l'Islam et son histoire, attachés à l'espace reliant la Mauritanie au Golfe arabe, en ont pris conscience et l'ont tournée, sous une forme ou sous une autre, contre la domination ottomane et le colonialisme européen" (p. 59).

Quand cette arabité sert de fondement à des projets politiques qui tendent à regrouper plusieurs composantes de cet ensemble arabe sous l'égide d'une autorité plus ou moins unifiée, on a affaire, dans la terminologie de Mellah, à l'*arabisme*.

En fait, jusqu'au début du XXème siècle, l'arabisme n'avait donné lieu à aucun véritable projet unitaire, dans l'acception moderne du concept. On peut relever toutefois que dans le milieu du XIXème siècle, on a assisté, avec la Nahada, un courant intellectuel revendiquant la renaissance de l'Oummah islamique, à l'irruption d'un vaste mouvement d'essence religieuse, humanitaire et réformiste. Avec les débuts de la colonisation occidentale, cette évolution fut ravivée, rendant possible l'émergence, avec la nouvelle stratification ainsi provoquée, de nouvelles élites arabes plus combatives et plus exigeantes.

Le deuxième élément de taille qui allait bouleverser les données sociologiques du monde arabe fut *la constitution d'Etats nations* fondés sur une idéologie nationaliste et patriotique "transclassiciste", instrument de la lutte anticoloniale.

Si F. Mellah reconnaît qu'il n'a jamais existé de liens organiques entre les différentes luttes anti-coloniales - les problèmes de posant différemment dans chaque pays - pour lui, le concept unitaire arabe serait, à cause des nécessités du moment, demeuré au second plan, *mais sans jamais disparaître*. Qui plus est, à la faveur d'un nouvel acteur - la classe ouvrière - et de son corollaire, le renforcement du courant socialiste arabe, le concept unitaire et national arabe se trouve enrichi par la transformation de la lutte strictement anti-coloniale et patriotique en un combat social plus général. Mais c'est la création de l'Etat d'Israël en 1948 et l'impuissance arabe face à ce défi qui allait constituer une rupture radicale dans le monde arabe et provoquer la relance de l'exigence unitaire qui jusque-là n'avait été que de "type spontané" (p. 76).

Si l'objectif primordial de l'arabisme est de doter l'ensemble arabe d'un Etat unifié, les facteurs culturels et politiques ne suffisent pas : l'aspect économique y tient une place centrale. C'est pourquoi l'auteur consacre une partie importante du livre à l'étude de l'*espace économique arabe*.

On ne peut pas dire que cet espace économique soit organisé ou intégré : loin s'en faut! Malgré les nombreux traités, accords et autres unions douanières inter-arabes (Convention de l'Union éco-

nomique de 1957, Marché commun arabe de 1964, etc.), l'ensemble arabe apparaît comme une entité économiquement désintégrée, désarticulée et fortement dépendante du centre : le commerce inter-arabe représente moins de 5 % du total des exportations ! Historiquement, cela s'explique par le poids de l'empire ottoman qui prélevait une part importante du surplus dégagé par les Arabes. A son tour, la pénétration et la domination coloniales provoquèrent une segmentation de l'aire économique arabe. A l'heure des indépendances, l'"étatisation forcenée" (p. 145) et le "chauvinisme économique" (p. 177) qui ont accompagné au niveau institutionnel, l'idéologie patriotique, ont contribué à maintenir, et même à *renforcer* cette segmentation.

Passant en revue toutes les tentatives unionistes et fédératives arabes auxquelles l'idéologie unitaire a servi d'impulsion, tant au niveau institutionnel que politique, il en dénombre 6 en l'espace de 15 ans qui vont de la fusion complète (Egypte-Syrie, Tunisie-Lybie) à la fédération (Egypte-Syrie-Irak), de la confédération (Irak-Jordanie) à des formes intermédiaires (Egypte-Syrie-Libye), sans oublier le cas particulier - et remarquable, ne serait-ce que pour sa longévité - de la Ligue des Etats Arabes.

Comment Fawsi Mellah qui considère que "l'aspiration unitaire (...) reste vive dans l'ensemble arabe, n'est pas une simple vision, une réminiscence, une utopie arabe moderne" (p. 211) explique-t-il le fait que *toutes* ces expériences aient lamentablement échoué ?

Outre les raisons économiques déjà invoquées, c'est *la prédominance de la logique étatique* qui constituerait le facteur de blocage essentiel : "Il n'est pas excessif d'affirmer que si le concept unitaire arabe est aujourd'hui mal compris des peuples arabes, cela est imputable aux Etats qui ont confisqué cette énergie unitaire et l'ont canalisée à leur profit et à des fins relevant le plus souvent de l'ordre interne et de la stratégie propres à l'un d'entre eux plutôt que d'une vision d'ensemble de la communauté arabe toute entière" (p. 147). Alors que le nassérisme est mort de sa belle mort ("Nasser n'a légué aux défenseurs de l'unité qu'une aspiration" (p. 180), que de ba'thisme, depuis qu'il est au pouvoir en Syrie et en Irak a jeté le thème de l'unité arabe dans les "poubelles de l'Histoire", que l'OLP qui est devenue le "dépositaire et le fer de lance de l'unité arabe" (p. 180) est plus divisée que jamais, que l'"après-pétrole" laisse augurer les perspectives les plus sombres et que la logique du "mode de production étatique" (H. Lefèbvre) caractérise l'ensemble des 20 pays et des 130 millions d'habitants qu'ils comptent, y compris la "Jamahiriya" libyenne à la manière de Khadafi, comment envisager encore sérieusement le projet d'une quelconque unité arabe ?

Dans sa démonstration et pour justifier son relatif optimisme, F. Mellah insiste sur l'irruption d'un nouvel "acteur non-territorial", le *courant associatif* qui se ferait jour dans l'ensemble du monde arabe en réaction à l'étatisme étouffant toutes les initiatives populaires et garantissant faveurs et privilèges à une petite élite techno-bureaucratique plus ou moins occidentalisée. Ce serait en quelque sorte la société civile se dressant contre ce Molloch tout puissant que constitue l'Etat "périphérisé" du Tiers Monde, pour parler comme Samir Amin dans la préface. A l'appui de cette thèse, l'auteur cite l'existence et la prolifération de nombreuses associations comme l'Union des avocats arabes, la Fédération des enseignants arabes et d'autres corporations, d'associations de jeunes, de femmes, de travailleurs, d'étudiants, etc., même si le plus souvent "les délégués aux fédérations arabes se comporteront plus en porte-parole de leur propre association, ou parfois en instrument de leur propre gouvernement, qu'en représentants authentiques d'un secteur déterminé de l'opinion publique arabe" (p. 207).

D'autre part, la renaissance du *courant islamique* dont "l'aile progressiste porte une potentialité unitaire arabe" (p. 219) en conjugaison avec le *courant socialiste* arabe, moyennant "une vigoureuse et revigorante auto-critique le débarassant de son mimétisme et de sa pauvreté théorique et pratique" (p. 219) pourraient remettre le thème de l'unité arabe au centre des préoccupations et marquer ainsi pour le monde arabe une nouvelle phase d'indépendance et de libération comparable à celle qu'il a connue lors du combat anti-colonial, car "les deux jouissent de bases populaires, les deux possèdent une volonté de dissociation du marché mondial, les deux enfin ont la capacité politique et idéologique de dépasser le nationalisme et d'intégrer le concept unitaire arabe dans un nouveau modèle arabe" (p. 220). Mais une telle évolution passe nécessairement par une démocratisation de la vie publique, par un renforcement des réseaux d'identification et de solidarité transfrontaliers et par la création de regroupements sub-régionaux, historiquement et culturellement constitués (Magreb, Machrek, Péninsule arabique) comme étapes préalables vers une véritable intégration. Le chemin semble encore long...

Quoi qu'il en soit, on ne peut qu'être d'accord avec l'auteur pour reconnaître que face à l'accumulation des contradictions dans cette importante région du monde (conflit est-ouest et nord-sud, problème palestinien, contradictions entre pays pétroliers et non-pétroliers, accroissement de la dépendance, exacerbation des antagonismes sociaux internes, etc.), toutes les conditions sont réunies pour que des changements plus ou moins radicaux interviennent.

Iront-ils vers une accentuation des conflits inter-arabes et une balkanisation accrue de tout l'ensemble arabe ou dans le sens de l'unité que Mellah appelle de ses voeux ?

Il est sans doute prématuré de se prononcer. L'histoire jugera.